

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Venezianische Nacht  
**Autor:** Jegerlehner, J.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-573628>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

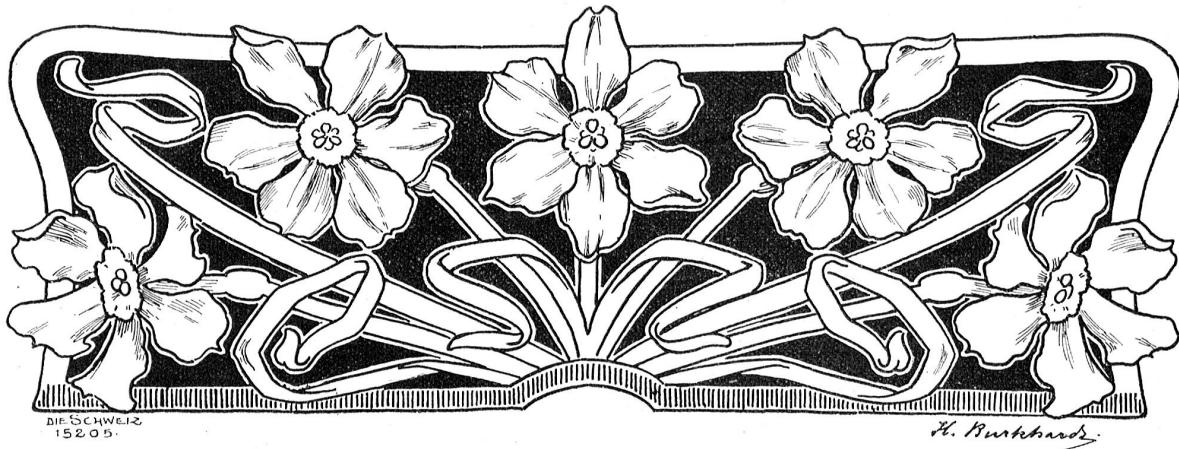
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



DIE SCHWEIZ  
15205.

H. Burkhardt.

## Venezianische Nacht.

Novellette von J. Jegerlehner, Bern.

Nachdruck verboten.

Die Calle Cristoforo ist eines jener dunkeln, müssigen Gäßchen, die Venezia in seinem Geäder nach allen Richtungen durchziehen. Im Winter treffen die Sonnenstrahlen nur das fünfte Stockwerk unter dem Dache; dann legen sich die Leute um die Mittagszeit, wenn sie nichts Besonderes zu tun haben, auf die sündurchwärmten Steinsteifen der Piazza dei Frari, schließen die Augen und lassen es sich warm und wohlig durch die Glieder rieseln. Im Sommer giekt die Sonne jeden Tag einmal durch den tiefen schmalen Häusergäsch und besichtigt das Treiben der ärmlich gekleideten Handwerksleute. Dann entschwindet sie im Nu hinter der Giebelreihe, als ob jener unangenehme, die engen Straßen italienischer Städte füllende Geruch nach Gemüsen, faulenden Früchten, Fritten und Schusterpech sie weggeschwemmt.

Unweit steht in maßiger Behäbigkeit die verwitterte Chiesa dei Frari, deren Spige sich ins Himmelsblau hineinbohrt, wie wenn sie alles, was sich unten abspielt, rein nichts angehen würde.

Neber dem grautuchig verhüllten Eingang des Gebäudes an der Calle Cristoforo, wo ein breiter, von Abfallstoffen und Meersand getrübter Kanal sich in die Quere legt und beißenden Tanggeruch verbreitet, steht mit verwaschenen Buchstaben geschrieben: Viquori e Sel. „Sel“ sollte es heißen; aber die Schlussletern fehlten, da der Kalfswurf abgebrockelt ist.

Nebenan hielt eine runzlige alte schöne Fräulein fest, die recht einladend dufteten. Ab und zu bemerkte ich vor den Fruchtkörbchen ein Mädchen von bernsteinfarbenem Haarschmuck, wie ich ihn in solch üppiger Fülle noch nie gesehen. Einmal verschwand sie mit dem vollen Teller in der kleinen Weinstube, in die sie offenbar hineingehörte, obwohl das saubere, jugendfrische Gesicht nicht in die dunkle Gasse und in das ärmliche Haus hineinzupassen schien.

Ich hatte die Gewohnheit, auf meinem Heimweg in einem Bar ein prasselnd süßerliches Tamarindo mit Sel zu trinken, das auch meinen größten Durst zu stillen vermochte. Ich konnte ja hier in dieser Biwette einmal den Oblos entrichten.

Also trat ich ein. Zwei niedrige, stark verblaßte Tischen, einige Stühle mit Rohrgesicht, ein alter Schenktrichter, blankgepolste Gläser und halbgeleerte Likörflaschen bildeten die primitive Einrichtung der kleinen Stube, in der man sich aber rasch wohl und heimisch fühlte. Die blauen Gardinen der beiden Fensterchen waren gezogen, um das Fliegengezücht zur Ruhe zu bringen. Es herrschte im Zimmer ein dämmriges Halbdunkel, an das man sich bald gewöhnte. Ich war der einzige Gast und plauderte gerne mit der schönen Blondine über das Wetterstündchen hinaus, das ich mir sonst gewährt. In ihren Himmelszeltäugern saß es wie Sonnenschein, und aus ihren frischen Lippen sprudelte der Redeschwall. Warum sollte ich hier nicht Stammgast werden?

So kehrte ich nun beinahe jeden Tag bei der blonden Nella ein, die ich als echtes Kind der Lagunenstadt kennen lernte. Sie lebte allein mit einer häßlichen, bogennäsigen Alten, deren

Züge wie aus Erz gegossen schienen und die sie Mutter nannte. Eine Ahnlichkeit zwischen den beiden konnte ich nicht herausfinden. Im Benehmen Nellas war bei aller Kindlichkeit etwas Vornehmes, ungemein Sympathisches. In den Augen der Mutter, die sich nur selten zeigte, lag aber ein grünlich giftiger Glanz, sodass man unwillkürlich neben ihr vorbeischautete, wenn sie etwas zu sagen hatte.

Um die Bildung Nellas stand es schlecht, wie man es bei einem Volkskind Italiens nicht anders erwarten durfte. Beim Lesen stockte sie häufig, da es ihr an der Uebung fehlte. Eine Zeitung hielt die Mutter nicht, und Bücher besaß sie keine. Für sie war Venezia die ganze Welt. Von dem, was zu beiden Seiten der Stadt lag, jenseits des Lido und der Küste des Festlandes hatte sie nur eine verschleierte Vorstellung — hier das Meer, dort das Land.

„Haben Sie in der Schweiz auch Berge, wie man sie vom Marlusturm aus erblickt?“ fragte sie einmal, oder: „Gibt es in der Schweiz auch ein Meer mit großen Schiffen?“

„Nein, liebe Nella,“ erwiderte ich dann, „wir haben wohl hohe Berge mit Eis und Schnee darauf auch im Sommer, aber kein großes schönes Meer wie die Adria.“

„Prrr!“ schnurrte sie, öffnete die Augen und schüttelte den süßen Blondkopf. „Eis und Schnee auch jetzt noch bei dieser Hitze! In der Schweiz möchte ich nicht wohnen!“ Dann setzte sie sich, stützte das Kinn in die Hand und sagte: „Da haben Sie ja auch keine venezianische Nacht?“

„O doch, man sieht im Gärtnchen, hängt einige Papierlaternen aus und trinkt viel Bier dazu: das nennen wir bei uns venezianische Nacht!“

„Ohne Gondeln und die leuchtende Meeresfläche und ohne den Mond, der sich drin badet? Nein, wie seid ihr komische Leute! Am 11. Juli, da ist venezianische Nacht, da werden Sie staunen! Sie werden doch auch mitmachen, da ja die ganze Stadt in den Gondeln sitzen wird?“

„Natürlich!“ rief ich aus; ich hatte meine Stimme längst auf dieses wunderbare Fest gerichtet. „Da geleitet ein jeder sein Liebchen in die Gondel...“

„Da werden Sie halt das Ihrige auch mitbringen?“ sagte sie lachend.

„Wenn sie nicht Nella heißt,“ gesellte ich scherzend, „dann pflegt“ ich auf die ganze Herrlichkeit mit der Giudecca und den Lagunen!“

Aus ihren Augen blitzte es verheizungsvoll auf. Ein freudiges Lächeln ließ die schneeweißen Zähne lehmmern; dann aber flog es wie ein Schatten über ihr Gesicht. Ein jäher Schreck fuhr ihr durch die Glieder, ihre Augen starrten nach der Türe, durch die soeben eine hagere Gestalt mit schwarzen, stechenden Augen geschritten kam. Sie mäzen den Innenraum, hielten sich auf die sprossenden Formen Nellas und musterten mich mit einem Blick, in dem etwas von Hohn und Verachtung lag. Ich war im Begriffe aufzubrechen; aber diesem Herrn zum Trotz setzte ich mich wieder und bestellte noch einen Likör.

„Und mir bringst du nichts, Nella?“ ertönte die heisere Stimme des Fremden. Er hatte sich ans andre Tischchen gesetzt, schlug jetzt die Beine übereinander, zog die Handschuhe lässig von der schmalen Hand und strich dann an seinem kohlschwarzen Schnurrbärtchen herum. Das war das Alltagsgesicht eines Tagediebes und Lebemannchen, in dem das Gemeine, ein grober Zug ins Sündliche das hervorstechendste Merkmal sein möchte.

„Commandi, Signore!“ erlangt die helle Stimme Nellas, durch die ein leichtes Zittern ging.

Der vornehme Gast leerte das Bestellte in einem Zug, erhob sich, schwenkte um das Buffett und schritt zur Türe hinaus, indem er noch die Worte hinwarf: „Ich habe mit der Mutter zu reden.“

„Was ist denn das für ein widerwärtiger Mensch?“ frug ich Nella, deren Wangen noch eine leichte Blässe deckte.

„Ich kenne ihn weiter nicht,“ murmelte sie mit verhüllter Scheu. „Meine Mutter nennt ihn nur den Marchese. Er wohnt in einer stolzen Villa auf der Giudecca und kommt seit einiger Zeit jede Woche, verlangt nach der Mutter und lässt immer einen Notenschein zurück. Ich erzähle Ihnen das nur, weil mich ein stechendes Angstgefühl dazu treibt, mich mit jemandem auszusprechen. Da Sie hier fremd sind und bald wieder fortziehen, ist es, wie wenn ich es den Schwalben klage. Einmal knüpfte er mich in die Wangen, und da schlug ich ihm ins Gesicht. „Warte nur, du flügges Herzchen!“ rief er höhnend; die Mutter aber schalt mich. Und doch drückt es mir weiss Herz, wenn er kommt; ich möchte fliehen, aber weiss nicht wohin...“

Ich tröstete das liebe Kind, dem die Tränen in die Augen traten; aber es war mir zumute wie einem, der im Nebel herumtäppt, immer wacker draufloschreitet und doch nicht ans Ziel kommt. Als ich gute Nacht wünschte, schaute sie mir traurig nach, in tiefer Wehmut, als ob ein Gefühl dumpfer Enttäuschung über sie gefommen wäre. Draußen überraschte ich beinahe die Obstfrau mit dem Kunzelgesicht, die vor ihrem mit zwei Kerzen erleuchteten Fruchtkästchen saß und den Tageserlös nachzählte. Ein müßiger Dunst ging von ihr, wie von armen Leuten, die selten die Kleider wechseln.

Am nächsten Tag war ich früher als sonst mit der Arbeit zu Ende. Es trieb mich zu Nella, die sicher auf mich wartete.

Da der Büttete saß statt der Tochter die Alte im Winkel, mit gerunzelter Stirne über einen Papierbogen geneigt, den sie zu entziffern versuchte. Bei meinem Er scheinen räumte sie eifrig weg, humpelte heran und frug in süßlichem Tone nach meinem Wunsche. Der Tamarindeja, den sie vor mich stellte, schillerte grünlichfahl wie ihre Augen. Ich versuchte ein Gespräch anzuknüpfen über den Marchese; aber da verkniff sie die Augen, bohrte sie in mich und sagte, er käme diese Woche nicht mehr und sie wüste nur, was alle Welt von ihm wüste. Dann machte sie sich beim Schenktisch zu schaffen und klapperte mit den Gläsern, um weitere Fragen überhören zu können.

Da trat Nella herein mit einer Schale flämiger Pfirsiche, die sie vor mich hinstellte. „Ich habe der armen Frau da drüben ein kleines abgekauft; sie ist immer so lieb zu mir.“ Als sie die Mutter bemerkte, schwieg sie; diese aber schlurkte zur Türe hinaus. Unter den Augen Nellas, mit der ich jetzt schon auf recht vertrautem Fuße stand, bemerkte ich bläuliche Schatten.

„Sie haben wohl schlecht geschlafen?“

„Ich habe die Nacht zwischen Wachen und Weinen zugebracht. Die Mutter hat mir vor dem Zubettegehen gesagt, daß der Marchese... mich zur Frau verlange... Sie wissen schon... nur so für eine Woche! Und da hat sie mir ein Kettlein umgehängt... vom Marchese, der mich freundlich grüßen lasse... ich sei sein liebes Täubchen. Ich schlenderte die Kette in eine Ecke, und dann hat sie nichts mehr gefragt.“

Der Zorn gegen den Schurken stieg mir jäh zu Kopfe. Sollte hier ganz öffentlich ein frebles Spiel mit diesem Engelsgesicht getrieben werden! Die Mutter könnte ihr eigenes Kind... Der Gedanke war mir zu entsetzlich! So etwas ist doch heute nicht mehr möglich!

Nella mochte meine Aufregung verstehen.

„O, fürchten Sie nichts für mich; vorläufig ist keine Gefahr vorhanden. Wenn er sich unterstehen sollte, mich zu zwingen, so wird er mich nur tot in sein Hans schleppen!“

Das sagte sie in ruhiger Ergebung; aber das Kleid auf ihrer Brust straffte sich, und ein leises Wogen verriet, daß sie das Wogen auch nicht mehr loswerden konnte.

„Ich gehe noch heute auf die Polizei.“

„O, wo denken Sie hin, das wäre für uns der Ruin! Ich habe mir meine Zukunft zurechtgelegt. Nächsten Montag reise ich zu einer Freundin nach Padua, und dort werde ich weiter sehn. Sonntag ist der erste; da wollen wir noch recht lustig sein. Sie kommen doch?“

„Nur mit Ihnen!“

„Wie gerne will ich mitkommen; denn bei Ihnen fühle ich mich sicher.“

„Ich werde ihn kalt machen, wenn er sich zeigt.“

Sie lächelte wieder und legte ihre Hand in die meine.

„Wo wollen wir uns treffen?“

Sie wies nach der Giudecca hin. „Dort wo die Battere in den Großen Kanal mündet.“

„Und wenn du nicht dort bist...“

„Dann bin ich tot!“ rief sie lachend und wünschte, wieder hellgestimmt: « Felice notte! »

\* \* \*

Traditionsgemäß feiert der Venezianer am 11. Juli im Giudeccakanal sein größtes Fest. Parallel mit der Fondamenta delle Battere, dem Uferquai des südlichen Stadtteils, erstreckt sich eine von sieben Kanälen durchschattene Insel, Giudecca genannt. Am Westende erhebt sich „Stuchs Mühle“, ein Monumentalbau von riesigen Dimensionen, in der Mitte mit Front gegen den Kanal die Chiesa del Redentor, die schönste der vier Giudeccakirchen. Im Vorjahr 1577 wurde sie einem Gelübde zufolge errichtet, und nun pilgerte der Doge alljährlich am 11. Juli mit der Signoria zu dieser den Kapuzinern anvertrauten Stätte. Seither ist dieser Tag im venezianischen Staatskalender als der erste und feierlichste Tag des Jahres eingezzeichnet geblieben.

Abends gegen vier Uhr, bevor die erfrischende Seebrise einsetzte, herrschte auf dem Markusplatz ein reges Leben. An der Riva degli Schiavoni entstiegen unaufhörliche Menschenmassen den kleinen Dampfern aus Triest, Capo d'Istria, Riume, Mestre, Torello, Chioggia. Vor dem Dogenpalast schaukelte eine bunt bewimpelte Dampferflotte, in der sogar die goldverzierte Nacht des Königs von Griechenland nicht fehlte. Waren die starren Schrote mit Segeln verdeckt gewesen, man hätte sich in die Zeiten eines Mocenigo, in die Periode der venezianischen Großmachtstellung zurückvergessen glaubt. Die schnellen Schubdampfer des Großen Kanals feuchten vom Bahnhof her schwer beladen mit den Passagieren von Udine, Verona, Mailand und Florenz.

Graue Knie- und rote Pumphosen brachten in das alltägliche Bild der Piazza angenehme Abwechslung hinein. Montenegriner und Inselgriechen kontrastierten in ihren rotsäidenen Mützen mit dem gelben Strohhut des Florentiners und dem federgeschmückten Filz des Oesterreichers. Venezia, das im Hochsommer nur durch die teuren Preise die Fremdenstadt verrät, bot ein vielleicht noch glänzenderes Bild als im April und Mai zur Zeit der Hochaison.

Gegen acht Uhr abends stand ich auf den Fondamenta delle Battere, dem diesseitigen Ufer des Giudeccakanals.

Da ich Nella eine Stunde später erst erwarte, hatte ich noch Zeit, mir das Treiben genauer anzusehen. Eine dreihundert Meter lange Schiffbrücke, eigens aufgeschlagen, erleichterte hier, wie drüben die über den Großen Kanal im Bogen geschwungene Holzbrücke, den Verkehr. Die Gondeln tanzten schon zu Hunderten auf dem Wasserpiegel, als ich mich dem dichten Menschenstrom einreihte, der über die Barkenbrücke flutete. Je näher man dem andern Ufer zurückte, desto lauter wurde ein Gesumme vernehmbar, das sich zum dumpfen Getöse steigerte. Welch ein buntes Leben und Treiben auf diesem schmalen Uferrande! Kopf an Kopf gedrängt schon stand das Volk, und immer neue Menschenmassen ergossen sich in erdrückender Menge von der Brücke. Lange Reihen von Lampions warfen einen matten Dämmerungschein auf das hunte Menschengewühl. In hohen und tiefen Tönen klang es hinter den reich besetzten Tischen und Schaukästen hervor: „Eis! Kauft mein Eis!“ — „Meine Herren, wer probiert, gewinnt!“ — „Die schönen Fächer habe ich!“ — „Zwei Soldi die Zuckermandel!“ Gebratene Gänse mit übelriechendem Fettgeruch lagen neben Glasperlen auf derselben Bank. Der Limonadenkent zerrieb sein Eis neben dem Medizinmann, der seine stielverpackten Wurzeln in unerschöpflichen Redewendungen an den Mann zu bringen suchte.

Ich lenkte in einen Maulbeergarten ein, das heißt in einen kleinen gebürteten Raum, wo auf Fässern, Brettern, höldürftig

hergezimmerten Tischen, in grünen Blatt-Tellerchen durch den Wirt, Frau und Kind, alle rot verstrichen, die pralten Maulbeeren serviert wurden. Das Geschäft ging flott. Vornehme, in Seide gekleidete Damen und dicke Fischweiber saßen sich, wo eben Platz fanden, spießen mit Zahntochern die vollen Beeren auf und schabulierten drauflos, eine, zwei, drei Portionen, sodass dem emsigen Wirt salzige Schweißtränen über die verschmierten Wangen hinunterliefen.

Draußen war es dunkel geworden. Aus der Ferne erschollen weiche Klänge.

Jetzt war es Zeit, Nella abzuholen. Ich bestieg eine Gondel und fuhr aus dem Menschen gewühl hin aus in die laue Sommerluft. Wie gelbenfeste Schatten glitten die langgestreckten Fahrzeuge hin und her. In der Ferne leuchteten als rote Punkte die Stearinlichter, die sich stetig zueinander verschoben. Am Uferrand schimmerte in den drei Landesfarben, weiß-rot-grün, ein lichtübergeschossener Pavillon, die Gallegiante oder Garregianta, wie sie der Venezianer in seinem Dialetto nennt. Eine leicht geflügelte Kuppel, scheinbar aus tausend glitzernden Lichtlein aufgebaut, diente der Musica cittadina als Konzertpodium. Wie das gleiste und glimmt und die Augen blendete!

Die Uhr ging auf neun Uhr, als die Gondel am Eingang der Batterie, wo ich Nella erwarten sollte, anhielt. Eine halbe Stunde verfloss, und sie kam nicht. Ich spähte nach allen Seiten, alles umsonst! Sollte sie mit einem andern auf und davon sein und mich zum besten gehalten haben? Einer solchen Handlung hielt ich sie nicht für fähig. Oder hat die Bestie vom Giudecca-palast vielleicht das Täubchen in ihre Krallen gefasst! Das Herz schlug mir zum Halse empor.

„Calle Cristoforo!“ rief ich dem Fährmann zu.

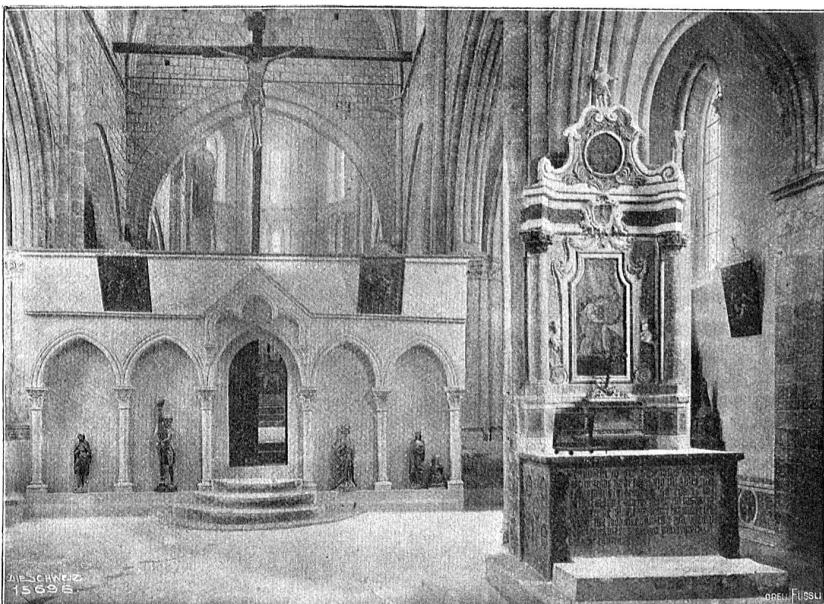
Ich wollte mir Gewissheit verschaffen. Das Ruder schnitt ein, und das leichte Fahrzeug trieb durch den dunklen Kanal, vorbei an starrenden Hänfermauern, und in wenigen Minuten waren wir am Ort.

Die Läden der Bütte waren geschlossen. Ich drückte auf die Klinke der Türe; aber sie gab nicht nach. In der Nähe ließ sich kein Mensch erblicken. „Da sitzt die ganze Stadt in den Gondeln,“ hatte sie gesagt, und da fuhr es mir wie ein Blitz durch den Kopf. Wie, wenn sie jetzt auf dich wartete!

Ich lief wieder der Gondel zu und gab das Zeichen zur Rückfahrt. Wo die Batterie in den Giudeccakanal auslief, wurde wieder angehalten und herumgespäht; aber Nella erschien nicht.

Der Gedanke, es habe der widerliche Glazkopf heute abend den Bubenstreich ausgeführt, verslog wieder. Warum denn gerade heute abend! Und war es überhaupt so sicher, dass er daran dachte! Unsinn! Weibermücken! Wie, wenn Nella sich einen tollen Streich erlaubte, mich vom Stern einer Gondel aus beobachtete, ein bisschen zappeln ließ und dann überraschte! So wird es sein, dachte ich, also hinaus in das bunte, glänzende Lichtermeer!

Auf der weiten Wasserfläche herrschte tiefes Schweigen, nur vom Plätscherchlag des Ruders unterbrochen, mit dem die leicht dahinschwebende Gondel geleitet wurde. Wir trieben der Gallegiante zu, wo aus leuchtenden Girlanden die Klänge der Kapelle hervorquollen. Die Gondeln näherten sich von allen Seiten in unabsehbarer Zahl, und wie die letzten Töne verhallten, flogen sie wieder auseinander gegen die Mitte des Kanals, wo sie, von der Flutströmung ergriffen, still dahinschwammen. Mit der zunehmenden Dunkelheit mehrten sich die Gondeln wie die Sterne am Himmel, die ihren fahlen Dämmerchein über die spiegelglatten Fluten ausgeschossen. Das Ruder tauchte nicht mehr wie am Tage in schmutziggraues Lagunenwasser: von den Papierlaternen bestrahlt, schimmerte es wie flüssiges Gold.



Lettner in der Valeria-Kirche zu Sibenik.

Ich lugte nach allen Seiten, obwohl es unmöglich war, jemand auch in grösster Nähe zu erkennen. Noch zweimal führten wir zu den Batterie zurück, und dann gab ich das Suchen auf. Was sollte ich tun? Heimkehren möchte ich nicht, und so überließ ich mich dem Fährmann und meinen sich kreuzenden Gedanken.

Eine Gondel streifte leise unsere Flanke. Ein Baldachin, aus blumendurchflossenen Grünzweigen erstellt, wölbt sich über einem weißgedeckten Tischchen, auf dem noch unberührt ein Fiasco mit Gläsern, Salami und Brot standen. Ein blonder Mädchekopf lehnte an die Brust eines jungen Mannes, den Blick traumverloren in die dunklen Schatten gerichtet.

Wenn es Nella wäre! Das Blut schoß mir in die Schläfen. Ich wurde mir bewusst, dass ich tiefer fühlte für dieses herrliche Kind, als man es von einem väterlichen Freunde erwarten darf. Das stille Glück des fremden Rahnes, der wohlige Abendwind, die lieben bekannten Melodien, die uns aus der Gallegiante zurauchten, die blauen Augen Nellas, alles zusammen verwob sich zu einem Bilde, das die Seele gefangen hielt. Alle einstigen Jugendpläne, Zukunftsbilder in allen Farben traten vor mein geistiges Auge und riefen beglückende und schmerzliche Empfindungen hervor. Eine Kanonade schreckte mich aus den Träumen auf. Blitzend Raketen schossen unter Donnerknall zum Sternenhimmel empor. Das Feuerwerk hatte begonnen.

Eine halbe Stunde lang knallte und sprühte es in wechselndem Farbenblau. Der dunkelrote Lichtchein der Papierlichter erblachte in der Feuerglut der künstlichen Lichtquelle. Rauchend wälzten sich die zischenen Garben, spreiten den Feuergeist nach allen Seiten aus und spritzten dann plötzlich in feuriger Höhe zum Himmel empor, um in prächtiger Wölbung wieder niederzufallen. Dazwischen donnerte es so furchterlich, als ob die Panzerkanonen der Kriegsschiffe abgefeuert würden. Die sausenden Geschosse zerstoben in tausend funkelnde Kerzen und aufscheinende Goldflocken, die herabrieselnd im Wasser verglommen. Jetzt aber kam Leben in die Gesellschaft. «Quant'è famosa! Bravi, bravi!» waren die mächtiges Echo findenden Begleitworte außerordentlicher Lichteffekte, und als im Schlussbild das Evviva l'Italia in riesigen Lettern aus dem Feuermeer aufzflammt, kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr.

Da geschah etwas, das mich in starren Schrecken versetzte. Lautes Stimmengewirr drang auf einmal von der Giudecca her. Die Menge drängte auf einen Punkt hin und verdichtete sich dort zu einem Knäuel. Die Gondeln flogen Möven gleich derselben Stelle zu, wie mit, sodass die eingepressten Fahrzeuge ätzten und knarrten, als ob sie aus den Fugen gingen. Was war geschehen!

Noch konnte es niemand sagen. „Es wird eben jemand ins Wasser gefallen sein,” meinte der Gondoliere in gleichgültigem Tone. Ein weiteres Vordringen war unmöglich. Wir warteten, bis sich der Knauel wieder auflöste; dann erfuhr ich, daß eine Dame ins Wasser gefallen oder gesprungen sei. Man habe sie nicht mehr auffinden können, der rettenden Arme seien zuviel gewesen und da sei man sich gegenseitig nur im Wege gefangen, auch sei sie sofort im Wasser verschwunden. Mir fuhr es eiskalt durch die Glieder. Sofort richtete sich wieder die abschreckende Gestalt des Wüstlings vor mir auf; ich sah den lüsternen Blaf, den er in der Bütte auf sie gerichtet, und meine Befürchtungen verdichteten sich zu einem Gedanken, den ich nicht mehr loswerden konnte. Das war Nella, und sie ist tot. Die Mutter hat ihr Kind geopfert.

Sobald es Raum gab, fuhren wir zur Unglücksstätte heran, wo noch eifrig mit Stangen gesucht wurde, die aber den tiefen Meeresgrund nicht zu erreichen vermochten. Nähere Auskunft erhielt ich keine.

Drüben ertönte ein kräftiger Tusch der Musikapelle, die Gondeln legten ihre Spazierfahrt weiter, das Fest nahm seinen Fortgang, und fröhliches Gelächter erhallte ringsum. Minnesänger gaben neapolitanische Volkslieder zum besten, Mandolinen- und Gitarrenklänge durchzumachten die Lust, und in fröhlichem Gelage reckten die losgebundenen Geister ihre Schwingen.

Ich konnte meine schreckliche Ahnung nicht mehr niederkämpfen und befahl, den Kiel zu wenden. Leise fuhren wir an den Gondeln vorbei, wo getaftet und gesungen wurde, unter einem schmalen Bogen der Holzbrücke durch, dem Markusplatz

zu. Der helle Jubel verhallte nach und nach und verschwand ganz, als ich an der Piazzetta wieder festen Boden betrat.

In düsterer Bangigkeit legte ich mich zu Bett. Erst gegen Morgen schlief ich ein und erwachte sehr spät.

Langsam durchschritt ich meinen gewohnten Weg der Calle Cristoforo zu. Ich wußte ja, daß Nella tot war.

Die Bütte war geschlossen wie am Abend zuvor. Aber da saß auf ihrem Stuhle die alte Obsfrau und sah vor sich hin.

„Warum ist das Café geschlossen?“ redete ich sie barsch an.

„Sie schaue mich an.“

„Sie sind der Herr, der hier immer vorbeikam?“

„Ich nickte.“

„Wissen Sie nicht, daß Nella tot ist? In der Frakirche liegt man für sie die Messe.“

„Ich weiß es,“ sagte ich tonlos, „die Mutter hat sie an den Marchen verfaßt!“

„Die Mutter? Eine schöne Mutter das! Nella hatte gar keine Mutter. Man hat sie gestern abend unter einem Vorwande zum Nachtfest abgeholt, und als sie merkte, wohin man sie führen wollte, hat sie sich ins Wasser geworfen. Sie ist als eine Heilige gestorben und bis zur Stunde noch nicht gefunden worden.“

„Von wem wissen Sie das alles?“

„Ich weiß es, ich weiß es,“ murmelte sie.

„Und was wird nun die Polizei tun?“

„Die Polizei? Haha!“ klang es ganz trocken tief hinten im Halse.

„Ich kann nichts sagen, und wer wird es beweisen?“ Sie legte die Hände in den Schoß und schwieg.

Tief erschüttert, mit den Tränen kämpfend, stand ich da und wandte mich zum Gehen. Auf einmal befand ich mich vor dem hohen Portal der Chiesa dei Frari, die mit ihrer Spize ins Himmelsblau ragt. Drinnen las man die Messe für die arme Seele Nellas. Sollte ich eintreten? Schaudernd kehrte ich mich weg und zog von dannen.

## Die berühmten Lettner in Schweizer Kirchen und ihre ehemalige Bedeutung.

Mit fünf Abbildungen.

Nachdruck verboten.

Aus einem eigenartigen mystischen, das heißt religiös-geheimnisvollen Empfinden unserer Vorfahren ist der Gedanke, den Chor der Kirche von den Haupt- und Nebenschiffen durch eine Art Balustrade zu trennen, hervorgegangen. Diese Balustraden, wie sie heute noch, prächtig erhalten, die Valerikirche in Sitten, die Stadtkirchen in Burgdorf und Alarau und das Münster zu Bern aufzuweisen, heißen mit einem aus dem lateinischen *Lectorium* (Lesepult) abgeleiteten Worte „Lettner“. Gewöhnlich trug nämlich ein solcher Lettner unter einem Kreuz, das, wie es noch in der Valeria in Sitten zu sehen ist, mittan auf der Balustrade stand, ein Lesepult, von wo aus den Andächtigen von Priestern vorgelesen wurde. Aber nicht die Absicht, eine solche Balustrade als Standort für ein Lesepult zu bauen, war der Hauptzweck, welcher der Errichtung dieser Lettner, dieser wunderbaren „Gebäude im Gebäude“, rief — denn denselben Dienst hätte ja die erste beste rednerbühnenartige Erhöhung geleistet — sondern vielmehr, daß das Allerheiligste der Kirche, der Chor, wirksam, bedeutungs- und geheimnisvoll von der Menge der Laien getrennt sei, war der Hauptzweck eines Lettners. Und wie diesen Zweck die Baumeister der großen mystischen Zeit unserer Kirche im Mittelalter erreicht haben, müssen wir heute noch bewundern. Mit welcher Liebe und welchem Auf-



Lettner in der Stadtkirche zu Burgdorf.